

Wenn Fremde aufeinander zugehen

Zur Integration »Neuer« in bestehende soziale Systeme

**Katechumenen verändern
das bestehende Gefüge der Kirche.
Damit beide Seiten dabei gewinnen,
braucht es Beweglichkeit,
die Erinnerung an eigene Anfänge und
einen sensiblen Umgang mit Fremden
und Fremdem: Psychologische Aspekte
zum Thema Integration.**

Wenn man sich mit Fragen der Integration befasst, hat man es unweigerlich mit zwei Subjekten bzw. Subjektgruppen zu tun: denjenigen, die ein bestehendes soziales System hineinwollen, und denjenigen, die bereits drinnen sind. Will man eine integrationsförderliche Grundatmosphäre in einem System implementieren, ist es wichtig, immer beide Subjekte vor Augen zu haben und sich in die Wirklichkeit von beiden hineinversetzen zu können.

Wie fühlt man sich als Neueinsteiger, als neu Zugezogener, als neu Eingetretener, als neu Aufgenommener, als Katechumene, als Zuwanderer, als Asylant usw.? Was empfindet jemand, der in eine Arbeitsgruppe, eine weltanschaulich-konfessionelle Gemeinschaft, eine Freundes- oder Freizeitclique, in eine Einrichtung oder Institution hinein will oder muss? Welche Negativstress erzeugenden inneren Themen und Konfliktpunkte, aber auch welche positiven Interessen,

Bedürfnisse und hoffnungsvoll-freudigen Erwartungen werden durch diese Situation ausgelöst? Was hilft einem Neuen, in eine Gruppe oder Organisation hineinzukommen? Was sind günstige, integrationsfördernde Haltungen, Denk- und Handlungsweisen auf Seiten des Neuen selbst? Und was kann die bestehende Gruppe, Gemeinschaft oder Institution beitragen, damit Neue in deren soziales und kulturelles Leben allmählich hineinwachsen und dort im besten Fall eine neue Heimat finden können?

Ebenso wichtig ist es, sich die Wirklichkeit auch aus der Sicht derjenigen Menschen anzusehen, die in einem sozialen System bereits drinnen sind. Wie geht es denen, die sich bereits als Gruppe formiert haben? Was macht ihr Gruppenleben und ihre Gruppenidentität aus? Was macht es mit ihnen und ihrer Identität, wenn Neue dazukommen bzw. dazukommen wollen oder vielleicht sogar dazukommen müssen? Wie viel Offenheit für Neue und Flexibilität für Neues verträgt eine Gruppe und braucht sie sogar, um lebendig bleiben zu können? Zudem muss dem Umstand Rechnung getragen werden, dass ein soziales System immer auch Abgrenzung und Begrenzung braucht, damit die Gruppenkohäsion erhalten bleibt und eine Gemeinschaft ihre spezifische Identität bewahren kann. Schließlich

stellt sich auch hier die Frage, was die, die da sind, von denen, die dazukommen (wollen), als Entgegenkommen und Bereitschaft berechtigterweise erwarten und verlangen dürfen.

Assimilation und Akkomodation

In der sozialpsychologischen und soziologischen Literatur werden solche Fragestellungen unter den Begriffen »Assimilation« und »Akkomodation« abgehandelt. »Assimilation« meint die Fähigkeit, die Bereitschaft und das Verhalten jener, die in ein soziales System neu dazukommen, der so genannten »Minderheitskultur«, sich an die Verhältnisse, Regeln, Normen, Gebräuche, Denk- und Erlebensgewohnheiten eines mächtigeren, bereits bestehenden sozialen Systems, der so genannten »Dominanzkultur«, anzupassen, um so von dieser aufgenommen zu werden und in diese hineinwachsen zu können.

Der Begriff »Akkomodation« zielt demgegenüber auf das bestehende soziale System, auf die »Dominanzkultur«, und deren Anpassungsleistung ab. Akkomodation bezeichnet die Fähigkeit

»Besuchen Sie die Firmvorbereitungsstunden unserer Jugendlichen ... «

und Bereitschaft einer bestehenden Gruppe, Einrichtung oder Institution, ihre Sicht der Wirklichkeit und ihre Normen, Regeln, Gebräuche, Fühl- und Denkgewohnheiten nicht über alles zu stellen, sondern sich auf Neue einzulassen und sich auch an deren Eigenheiten und Eigenarten anzupassen. Es ist die Fähigkeit eines an sich mächtigeren sozialen Systems, Veränderung zugunsten einer neu dazukommenden Minderheit zuzulassen und so Integration zu ermöglichen.

Wie das nicht gut geht, zeigt ein Beispiel: In einer katholischen Pfarrgemeinde hatte sich ein neu zugezogener 40-jähriger Mann bei seinem Pfarrer vorgestellt und ihm mitgeteilt, er käme von auswärts, sei erst als junger Erwachsener zum christlichen Glauben gekommen und getauft worden und wolle sich nun auch firmen lassen. Auf die Frage an den Pfarrer, wie er sich darauf bewusst vorbereiten könne, fertigte ihn jener recht interesselos ab mit der lapidaren Bemerkung: »Besuchen Sie die Firmvorbereitungsstunden unserer Jugendlichen!« Der Mann war zunächst sprachlos und bagatellierte das Gefühl der Geringschätzung, das er empfand. Erst aufgrund der Rückmeldungen seiner Freunde,

»Bereitschaft, sich von den Neuen bekehren zu lassen «

die allesamt empört waren, erlaubte sich der Mann selbst nachzuempfinden, wie sehr ihn die Interesselosigkeit des Pfarrers getroffen und verletzt hatte. Wo war da dessen Akkomodationsbereitschaft zu spüren? Leider hatte der Mann nicht den Mut, den Pfarrer mit seinen Gefühlen der Enttäuschung und Kränkung zu konfrontieren.

In den Kirchen unserer säkularisierten westlichen Gesellschaften wird heute sehr oft vom Verdunsten des christlichen Glaubens gesprochen, zahlreiche pastoralsoziologische Befunde belegen das auch. Viele kirchliche Insider beklagen diese Situation, aber befragen sie sie auch? Beklagen sie die, die gehen oder draußen sind, oder befragen sie sie? Befragen sie die, die gehen, und die, die draußen sind, ausreichend nach ihren Lebenserfahrungen, ja vielleicht auch nach ihrem – von der Lehre der Kirche abweichendem – Glauben, nach ihrer Spiritualität, ihrer religiös-spirituellen Suche, ihrem religiös-spirituellen Erleben? Kirchlicherseits scheint die Tendenz

immer noch sehr hoch zu sein, zu erwarten, dass die, die außerhalb der Kirche sind, sich an die anpassen müssten, die drinnen sind – und nicht umgekehrt.

Hier wäre eine Anschlussstelle, an der es sich lohnen würde, die impliziten normativen Hintergrundmodelle herauszuarbeiten, die in pastoraltheologischen Begriffen und Konzepten wie »Mission«, »Evangelisierung« und auch »Katechumenat« enthalten sind, und sie gründlich zu diskutieren. Vor diesem Hintergrund sind die Vorstellungen, die das Katechumenat prägen, zu befragen: Hat sich der Neuzutauende nur an die »Dominanzkultur« – an die also, die schon drinnen sind – anzupassen? Oder gibt es auch eine Bereitschaft derer, die bereits drinnen sind, von den Neuen und ihren Lebens- und Glaubenserfahrungen lernen zu wollen, ja sich von den Neuen gar ein Stück bekehren zu lassen?

Bewegung auf beiden Seiten

Aus der Systemtheorie weiß man, dass in allen lebenden Systemen und damit auch in sozialen und weltanschaulich-kulturellen Systemen zwei dialektische Kräfte am Werk sind und sein müssen, damit ein System lebendig bleibt und seine Identität nicht verliert. Zum einen sind soziale Systeme »selbstreferenziell«: Sie kreisen um ihre eigene Mitte und Achse, um ein Herzstück von Regeln, Normen, Gebräuchen, Denk- und Erlebensgewohnheiten, damit ihre soziale und kulturelle Identität nicht diffundiert. Wenn dieser Kern zerfließt, verliert das System seine Kontur und Gestalt und hört in der Folge auf, als eigenständiges und einzig-eigenartiges soziales oder kulturelles System zu existieren. Andererseits muss jedes System offen nach außen und bereit sein, mit neuen Systemen und Kulturen wechselseitige »strukturelle Koppelungen« einzuge-

hen. Nur wenn es in einem System auch Offenheit und Bereitschaft zur Verbindung und zu wechselseitigem Austausch mit anderen, Neuen, Außenstehenden gibt, wird es lebendig bleiben und überlebensfähig sein. Akkomodation ist also eine Überlebensnotwendigkeit der »Dominanzkultur«.

Wenn es um Integration geht, dann geht es also immer um Bewegung auf beiden Seiten. Integrationsfähigkeit beginnt mit der Fähigkeit, den Blick des anderen einnehmen zu können, be-

»Fähigkeit zum Rollenwechsel«

ginnt mit der Fähigkeit zum Rollenwechsel. Entwicklungspsychologisch gesehen ist diese Fähigkeit des Menschen zum Rollenwechsel eine, wenn nicht die entscheidende Voraussetzung dafür, dass Menschen empathiefähig sowie solidaritätsbewusst und damit soziale Wesen sein können. Die Fähigkeit, sich in den anderen hineinzuversetzen, ermöglicht es auch, gerade im Zusammenhang mit der Integrationsfrage sensibler und barmherziger zu werden. Die Erinnerung an Situationen, in denen wir selbst in der Rolle der Anklopfenden bzw. der sich Bewerbenden und der um Aufnahme Bittenden waren, macht uns mitfühlender und solidarischer denen gegenüber, die heute vor unserer Tür stehen, Aufnahme suchen und um Einlass bitten. Rollenwechsel ermöglicht Empathie, Empathie schafft Solidarität; Empathie und Solidarität zusammen gehören zu den Grundfesten von Integration.

Zauber und Krise des Anfangens

Das Thema des Anfangens und der mit dem Anfangen verbundenen Dynamiken ist zwar ein Aspekt, der mit »Integration« in einem engeren

Sinn nicht unmittelbar zu tun hat. Dennoch scheint er bei fast allen Integrationsprozessen eine wichtige Rolle zu spielen. Dabei können Anfänge sehr unterschiedlich erlebt werden. Auf der einen Seite ist damit oft eine Palette von positiven Gefühlen wie Neugier, Vorfreude, Interesse, Lust, Hoffnung und hohe positive Erwartungen verbunden. Zuweilen sind Anfangssituationen etwas sehr Eindrückliches, sie werden mit einem Gefühl von Besonderheit erfahren und bekommen mitunter einen fast heiligmäßigen Erlebnischarakter. Auf der anderen Seite ist mit dem Anfangen häufig ein Gefühl von Unsicherheit, Anspannung und Druck verbunden. »Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne« (Hermann Hesse) und jeder Anfang ist aber auch eine Krise.

Weil Krisensituationen für uns Menschen immer mit Not- und Stressgefühlen verbunden sind, bergen sie auch eine Chance in sich. Stress aktiviert das Potenzial unserer erworbenen Bewältigungsmechanismen. Wir suchen nach Dingen und Strategien, die uns schon bisher gehol-

»Krisensituationen bergen eine Chance.«

fen haben, solche Situationen zu meistern. Anfangssituationen und Anfangskrisen sind also eine Chance, weil sie uns Menschen herausfordern, aktive Lebensbewältigungsstrategien in uns selbst und in unserer Umwelt zu mobilisieren.

Wenn es um das Thema »Integration« geht, dann ist es wertvoll, sich an viele eigene Anfangssituationen zu erinnern. Dieses Erinnerungswissen führt einem wertvolles Erfahrungsmaterial zu, das hilft, aktuelle neue Anfangssituationen personbezogener und situationsangemessener zu bewältigen. Solches erworbenes Lebenswissen kann an anderer Stelle auch für

andere Personen fruchtbar genutzt werden. Jeder und jede von uns hat ein implizites Erfahrungswissen darüber, was in Situationen des Anfangs und Neubeginns menschlich gut tut, was man braucht, um weiterzukommen, weiterzumachen, weiterzukämpfen und nicht aufzugeben. Jeder und jede weiß ebenso, was in Situationen des Anfangs schädlich oder hemmend ist und belastet. Dieses implizite Wissen ist ein Schatz, ein Schatz auch für Fragen der Integration.

Der Umgang mit »den Fremden«

Bei Integration geht es immer um das Thema des Fremden. Ich glaube, dass die Art und Weise, wie ein Mensch oder eine Gruppe mit Fremden umgeht, wesentlich davon beeinflusst ist, wie dieser Mensch oder diese Gruppe mit dem Fremden in sich selbst umzugehen imstande ist.

Die seelische Entwicklung des Menschen verläuft im gesunden Normalfall von der Abhängigkeit hin zu einer immer größeren Selbstständigkeit und Autonomie. Selbstständigkeit bedeutet die Fähigkeit eines Menschen, immer besser selber stehen zu können, in sich und zu sich. Für ein kleines Kind ist diese Selbstständigkeit zunächst vor allem eine körperliche Empfindung: endlich selber und aus eigener Kraft stehen können, ohne umzufallen. Diese körperliche Emp-

»in sich und zu sich stehen können«

findung von Selbstständigkeit und die Freude darüber entwickeln sich in den ersten Lebensjahren eines Kindes zu einer psychischen Selbsterlebens-Qualität. Mit zwei, drei Jahren nimmt ein Kind immer wieder ein Zauberwort in den Mund, wenn es darum geht, Dinge aus eigener Fähigkeit zu tun: »selber!« Papa will dem Kind

den Suppenlöffel halten, Kind sagt »selber«. Mama will beim Lego helfen, Kind pocht empört auf seine Selbständigkeit und ruft in knapper Form »selber!«. Oma will den Nachttopf leeren und Kind fährt mit beiden Händen dazwischen – oh jeh! – und pocht auf sein Recht, nämlich »selber!«. Im Laufe der Jahre entwickelt ein Mensch so im gesunden Normal- und Regelfall ein immer stärkeres und differenzierteres Gefühl für sich selbst, ein selbst-bewussteres Gefühl für sein Selbst.

Von psychischer Reife oder Integriertheit sprechen wir schließlich, wenn ein Mensch im Laufe seines Lebens zu einer immer größeren Erkenntnis über sich selbst und zur Einsicht in die Verhältnisse des Lebens fähig geworden ist und dazu auch stehen kann. Dies klingt unspektakulär und undramatisch, ist es aber nicht. Denn manchmal scheint Menschen nichts mehr Angst zu machen als eine ehrliche Begegnung mit sich selbst, vor allem mit jenen Anteilen in den Tie-

**»Nichts scheint
mehr Angst zu machen
als eine ehrliche Begegnung
mit sich selbst.«**

fen ihres Selbst, die sie erschüttern könnten. Das, was in den verborgenen Tiefen unseres Selbst wohnt bzw. von uns mehr oder weniger bewusst dorthin verbannt wurde, kann Sprengkraft haben. Wenn alle unsere tieferen Ängste plötzlich ungezähmt offenbar würden; wenn alle unsere im Lauf der Jahre aufgestaute Wut und Empörung plötzlich ungefiltert an die Oberfläche käme; wenn alle unsere Hilflosigkeit und Verzweiflung plötzlich nicht mehr unterdrückt würde; wenn alle unsere Lust, Sehnsucht, Leidenschaft und Triebhaftigkeit plötzlich nicht mehr verdrängt oder verleugnet würde; wenn all unser Bedürfnis nach Ekstase und Grenzüber-

schreitung plötzlich durchbrechen dürfte – wenn all das aus den Tiefen unseres Selbst plötzlich und ungefiltert an die Oberfläche käme und uns leibhaftig fühlbar und bewusst würde, was würde geschehen?

Ich glaube, wir würden »aus der Fassung« geraten, wir wären psychisch extrem überfordert und könnten im schlimmsten Fall sogar verrückt werden. Menschen, die von ihrer seelischen Grundausstattung her sehr empfindsam und dünnhäutig gebaut und deshalb oft intensiver zu fühlen imstande sind als die Durchschnittsbevölkerung, zerbrechen in solchen Fällen an der Intensität und Macht solcher Gefühle. Psychische Gesundheit und Stabilität setzen also ein gesundes Maß an seelischen Abwehrkräften, ein gewisses Bündel von seelischen Abwehrmechanismen voraus.

Abwehrmechanismen

Der Begriff der Abwehrmechanismen kommt aus der Psychoanalyse und wurde von Sigmund Freud erstmals so benannt. Es handelt sich um psychische Vorgänge, die das Ich eines Menschen unbewusst einsetzt, um unerwünschte Impulse und Qualitäten, die in der Tiefe unseres Selbst wohnen bzw. von uns unbewusst dorthin verbannt wurden, vom Bewusstsein fernzuhalten. Abwehrmechanismen haben prinzipiell den Zweck, die psychische Funktionsfähigkeit eines Menschen zu erhalten, sie stehen im Dienst der Aufrechterhaltung der psychischen Stabilität und der unmittelbaren Lebensbewältigung.

Wer sich mit der menschlichen Seele und ihren Abgründen sowie mit der Frage nach seelischer Gesundheit und Krankheit beschäftigt, wird erkennen, dass Menschen eine gute seelische Abwehr brauchen, um psychisch stabil und im Alltag psychisch funktionsfähig sein zu kön-

nen. Dennoch sind seelische Abwehrmechanismen zwiespältig, denn sie sind auch eine Gefahrenquelle. In vielen Fällen blockieren und unterdrücken wir mit ihnen Gefühle, deren Wahrnehmung wichtig wäre für einen integrierteren und liebevolleren Umgang mit uns selbst und auch mit den anderen.

Die Fähigkeit des Menschen, auf der seelischen Ebene Unerwünschtes abzuwehren, ist wichtig und notwendig, weil es uns Menschen nur so möglich ist, im Alltag seelisch funktionsfähig zu sein und nicht durch zu intensive seelische Innenweltimpulse oder durch zu intensive Außenweltereignisse allzu schnell und allzu heftig erschüttert und aus der Bahn geworfen zu

»barmherziger und mitmenschlicher«

werden. Andererseits bewirken diese Abwehrmechanismen aber auch, dass wir Menschen oft zu abgeschnitten und sozusagen »halbiert« durch die Welt gehen und uns zu sehr von uns selbst wie auch von der Welt entfremden. Das macht uns in vielen Fällen stumpf gegenüber uns selbst, aber auch stumpf gegenüber anderen.

Je mehr wir es schaffen, integrierter mit uns selbst umzugehen und unseren verdrängten ungeliebten Schattenseiten und Abgründen direkter ins Auge zu schauen, je mehr wir imstande sind, sie mit einer gewissen Demut und Barmherzigkeit als Teile von uns selbst zu uns zu nehmen, umso barmherziger und mitmenschlicher werden wir auch nach außen werden. Wir müssen dann nicht mehr andere, zum Beispiel Fremde oder neu Hinzukommende, zu Sündenböcken machen und an ihnen Ängste und Vorurteile abregieren, die eigentlich aus dem Abwehrkampf unterdrückter oder verdrängter eigener Selbstanteile resultieren. Vertiefte Selbsterkenntnis, Selbstannahme und Feindesliebe zu sich selbst

sind die Voraussetzungen dafür, andere nicht vor schnell zu Feinden und Sündenböcken zu machen. Die Bereitschaft und Fähigkeit, mit dem verdrängten und unterdrückten Fremden in sich selbst integrierender umzugehen, ist eine wesentliche Voraussetzung dafür, um mit den äußeren Fremden, die heute an unsere Türen klopfen, integrativer umgehen zu können.

Begegnungsräume

Es scheint eine dem Menschen innewohnende Angst vor dem Fremden zu geben, eine Angst vor dem Fremden in sich selbst sowie eine Angst vor den äußeren Fremden. Angst aber führt zu Vorsicht und Vorsicht führt sehr leicht zur Absicherung. Letztlich dürfte es so sein, dass wir einer Sache oder einem Menschen deshalb (noch) nicht trauen, weil diese Sache bzw. dieser Mensch noch nicht Teil unserer Erfahrung ist. Es geht also um ein Sich-vertraut-Machen mit dem Fremden und den Fremden. Integration beginnt mit der Bereitschaft, sich mit dem Fremden vertraut machen zu wollen. Dazu aber braucht es Beziehung, Kontakt und Kommunikation.

Menschen, denen »Integration« in den verschiedensten Lebensbereichen des Alltags ein Anliegen ist, sind deshalb aufgefordert, Kommunikations- und Begegnungsräume anzubieten, in

»Die Grenze ist der eigentliche Ort der Erkenntnis.«

denen Kennenlernen, In-Kontakt-Kommen, Begegnung und Verstehen-Lernen möglich ist. Erst wenn wir den leibhaftigen Menschen, der hinter dem Fremden steckt, zu spüren beginnen und ihn bzw. sie fühlen können in seiner/ihrer Menschlichkeit, werden wir auch die Angst vor der Andersartigkeit des Fremden verlieren. Die

Andersartigkeit des Fremden wird uns dann nicht mehr bedrohlich erscheinen, sondern sie wird neugierig machen und kann zum Anlass werden, sich des Eigenen nochmals deutlicher und klarer inne zu werden.

So kann die Begegnung mit den Fremden im besten Fall auch zu einer neuen Begegnung mit dem werden, was uns selber wichtig und wertvoll ist und unsere Identität ausmacht. Durch das Licht, das andere auf uns werfen, können wir uns selber besser verstehen lernen. So kann die Begegnung mit Fremden zu einer doppelten Horzonterweiterung werden: Ich lerne den Fremden und das Fremde besser kennen und ich lerne dadurch auch mich und das Meine besser kennen. Der protestantische Theologe Paul Tillich drückt diese Perspektive einmal so aus: »Die Grenze ist der eigentliche Ort der Erkenntnis.« Und der katholische Pastoralpsychologe Hermann Stenger formuliert sie in Gegenüberstellung zur Fremdenangst fördernden Einstellung, der Mensch sei dem Menschen ein Wolf, einmal so: »Menschen können Menschen zu Engeln werden.«

Meiner Meinung nach ist die Massivität und Rigidität der Abwehr von Fremden in einer Gesellschaft ein Signal für den Zustand dieser Gesellschaft. Je massiver die Abwehr, desto fragiler, labiler und brüchiger ist der Zustand dieses Systems. Das scheint in unseren Gesellschaften und leider auch manchmal in unseren Kirchen so zu sein. Doch gerade in Zeiten der Integrations-Kri-

se braucht es Dialog, Kommunikation und kommunikative Räume.

Zwei Zitate

»Bleib deinem Wort treu. Es wird dich nicht verlassen.« Rose Ausländer sagt in diesem Satz: Bleib dir treu, biedere dich nicht an, schau auf deine Grenzen und achte auf eine gesunde Selbstabgrenzung. Nur so wirst du dein inneres Wort, deine Identität nicht verlieren und in dieses dein inneres Wort, deine Identität immer mehr hineinwachsen können. Gib dich selbst nie auf, bleib dir treu.

»Der Mensch wird am Du zum Ich.« Martin Buber sagt hier: Öffne dich, verschließe dich nicht, mach deine Grenzen nicht dicht, sondern lass dich ganz ein auf die anderen, die immer auch die dir Fremden sind. Nur so wirst du zu deinem wahren Wesen, zu dir selber finden und in die Tiefe deines Wesens immer mehr hineinwachsen.

Beide Zitate gemeinsam umschreiben prägnant, was es zu einer gelingenden Integration von Katechumenen in die Kirche braucht.

Hubert Findl, Dr. theol., arbeitet als Psychotherapeut, Supervisor und Pastoralpsychologe in freier Praxis in Innsbruck. Sein besonderes Interesse gilt u.a. dem Grenzbe-
reich von Seelsorge und Psychotherapie.